

Sissach, ein Wallfahrtsort für Archäologen

Autor(en): **Frey, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde**

Band (Jahr): **29 (1967)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-861337>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sissach, ein Wallfahrtsort für Archäologen

Von MAX FREY

Die Ortschaft

Unter einem Dorf stellt man sich gemeinhin eine bäuerliche Niederlassung, bestenfalls einen Marktflecken, vor. Auf das Oberbaselbieter Dorf Sissach passt dieses Klischee längst nicht mehr, denn in seinem Weichbild gibt es noch ganze drei Bauernbetriebe. Es wäre aber falsch, daraus zu schliessen, dass die Sissacher Landwirtschaft am Aussterben sei, steht sie doch auf den 23 Nebenhöfen in alter Blüte. Aber nun wird man fragen, wovon die hiesige Bevölkerung eigentlich lebe. Und hier die Antwort: Von Gewerbe, Industrie und Handel! Ein Gang durch die 1200 m lange Hauptstrasse wird dies bestätigen: Fabriken mit einer mehr als hundertköpfigen Belegschaft, geräumige Lagerhäuser sowie ein kirchturmhoher Silo ziehen den Blick auf sich, und im Kern der Ortschaft reiht sich Laden an Laden. In den gut geführten Gaststätten treffen wir zur Reisezeit viele Fremde: Deutsche, Holländer, Belgier, Franzosen und Engländer, die nicht nur in Sissach übernachten, sondern auch einkaufen, angelockt durch die in den Schaufenstern ausgestellten Waren. Die Strassen nach Belieben zu überschreiten, ist kaum möglich. Es gilt, eine Lücke in den vorbeibrausenden Autokolonnen abzuwarten. Das kann unter Umständen etliche Minuten dauern. In den Stosszeiten regelt an der wichtigsten Kreuzung ein Polizist den Verkehr. Bald dürfte dieser hektische Betrieb wieder etwas abflauen: Westlich des Schlosses Ebenrain, eines Kulturdenkmals und neuerdings auch Kulturzentrums, ist die Autobahn Nord—Süd im Entstehen. Sie soll unsere Strassen und Wege entlasten. Allerdings werden die geplanten Ausfahrtsstrassen, die ersten seit Basel (!), dafür sorgen, dass in Sissach das Leben nicht stockt, sondern wie eh und je pulsiert — wir hoffen es wenigstens. So präsentiert sich unser Bezirkshauptort mit seinen gewerbefleißigen, aufgeschlossenen 5000 Einwohnern als eine Siedlung, die alle Merkmale der Neuzeit trägt und in ständiger Entwicklung begriffen ist.

Funde und Forschungen

Ein Blick in Sissachs Vergangenheit lohnt sich. Überaus zahlreich und bedeutsam sind nämlich die Relikte aus alten Zeiten in unserer Gemarkung. Laienforscher und Fachgelehrte konnten sogar eine Siedlungskontinuität nachweisen, die sich über viertausend Jahre erstreckt.

Schon Bruckner schreibt in seinen «Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel», «am Fluhberg bei Sissach» sei ein Pferd aus Metall ausgegraben worden. Vor etwas mehr als fünfzig Jahren fand M. Frey im sogenannten Fluhkrachen eine bronzene Pfeilspitze und anschliessend prähistorische Keramik auf Fluh, Bischofstein und Burgenrain. Um diese Zeit setzten junge Leute in der Ruine Bischofstein den Spaten an. Im Jahre 1917 wurde an der obern Hauptstrasse ein alamannisches Gräberfeld entdeckt. Sieben Jahre später stiess der bekannte Basler Archäologe Dr. K. Stehlin am Rand des Fluhplateaus auf eine Umfassungsmauer, die er wegen eines Einzelfundes in die Latènezeit datierte, was sich in der Folge als unrichtig erwies. Anfangs der Dreissigerjahre veranlasste F. Pümpin aus Gelterkinden im «Kulmacker» eine Notgrabung, deren wissenschaftliche Leitung Dr. E. Vogt, der heutige Direktor des Landesmuseums, erhielt. — Einen mächtigen Aufschwung nahm die archäologische Forschung im Jahre 1934, als die Museumskommission Sissach mit einer Grabung auf dem Burgenrain begann. Ihre Befunde waren derart aufsehenerregend, dass der Kanton die Fortsetzung der Untersuchungen mit Hilfe eines Arbeitslagers beschloss. Als Grabungsleiter konnte wiederum Dr. Vogt gewonnen werden. Ungefähr zur selben Zeit fand Pümpin in einem Kanalisationsgraben keltische Gefässreste und durch Feuer gerötete Erdpartien. Bei einer Grabung wurden denn auch unweit der verdächtigen Stelle vorgeschichtliche Töpferöfen freigelegt. Zwei dieser Zeugen eines alten Gewerbes kamen ins Landesmuseum und einer ins Kantonsmuseum Baselland. 1935 grub M. Frey einen Ofen andern Typs aus, und Pümpin gelang es später, die Grundrisse keltischer Bauten festzustellen. — Als das Lager auf dem Burgenrain seine Arbeiten beendet hatte, wurde es auf die Fluh disloziert, und Dr. Vogt erhielt eine weitere Gelegenheit, seine Ausgrabungstechnik zu erproben. 1937 und 1938 verlegten J. Horand und M. Frey ihre Tätigkeit auf den Bergrücken des Bischofstein, wobei sich Horand hauptsächlich mit dem Mittelalter und Frey hauptsächlich mit der Prähistorie befasste. Zu diesem Team gesellte sich bald ein anderer gebürtiger Sissacher, Ständerat W. Schaub †, der sich mit einer Abhandlung über die Flurnamen seines Heimatortes in einen jüngeren Zeitraum vertiefte. — Während des zweiten Weltkrieges ruhte die Forscher-tätigkeit. In den Fünfzigerjahren konnte endlich eine noch bestehende Lücke geschlossen werden: In der «Bützenen» kamen die Grundmauern römischer Bauten zum Vorschein. J. Horand suchte durch eine Notgrabung zu genaueren Erkenntnissen zu gelangen. Eine von Th. Strübin aus Liestal und M. Frey geleitete umfassendere Grabung stellte 1959 einen römischen Gutshof mit vielen Haupt- und Nebengebäuden fest. Als im Jahre 1965 die protestantische Kirche renoviert wurde, sondierten Strübin und Frey im Umgelände. Der



Neolithikum, Horgener Stufe, ca. 2200 v. Chr. Dachhütten auf Burgrain.
 Nach Angaben von Dr. E. Vogt gezeichnet von F. Pümpin.

grössere Teil der Ausgrabung im Kircheninnern blieb Dr. R. Degen vom Basler Institut für Ur- und Frühgeschichte vorbehalten. — Damit dürften in Sissach die Forschungen nicht abgeschlossen sein. Wenn auch die wichtigsten Fragen geklärt sind, harren noch immer einige der Beantwortung.

Das Gesamtbild, das sich aus all diesen Untersuchungen ergibt, sei hier nach der Zeitfolge dargestellt: Die ältesten Funde deuten in das

Neolithikum, die Jungsteinzeit, 4000—1800 v. Chr.

Noch ältere Spuren fehlen zwar nicht ganz, doch steht ihre Datierung auf schwachen Füßen. — Neolithische Objekte kamen im westlichen Dorf- rayon zum Vorschein, zahlreicher waren sie jedoch auf den umliegenden Anhöhen: Auf der Fluh wurden bei der Grabung Klingen (Steinmesser), Bohrer, Pfeilspitzen sowie geschliffene und geschlagene Steinbeile zutage gefördert, und auch heute noch sind auf dem Plateau Steingeräte und -waffen zu finden. Auf dem Bischofstein gehörten Pfeilspitzen, Klingen, Steinmeissel, Beile und Beilhämmer zu den ältesten Funden. An diesen Örtlichkeiten müssen also steinzeitliche Wohnstätten bestanden haben, nur konnten sie bisher nicht lokalisiert werden. Dies gelang auf dem Burgenrain: Mitten im Siedelungs-

gelände legten dort die Ausgräber flache, in den gewachsenen Felsen künstlich eingetiefte Gruben frei, die mit Relikten aller Art angefüllt waren: Werkzeugen und Waffen aus Hornstein oder Serpentin, Knochenpfriemen und -nadeln, und zudem eine Unmasse von Knochen als Mahlzeitüberreste. Nach der ebenfalls gefundenen Keramik waren die Bewohner dieser Siedlung Träger der Horgener Kultur, die ihren Namen von Pfahlbauten am oberen Zürichsee erhalten hat. Sie lebten von Viehhaltung, denn fast das gesamte Knochenmaterial stammte von Haustieren, Rind, Schwein, Schaf und Ziege. Reste von Wildtieren waren zwar auch vorhanden, namentlich Geweihstücke des Edelhirsches: Die «Rose» der Geweihstangen benützten die Steinzeitleute als Fassung für ihre spitznackigen Beile. Dr. Vogt nahm an, dass über den erwähnten Dellen Strohdächer errichtet waren, deren Traufseite bis auf den Boden reichte und deren Giebelseite aus Rutengeflecht bestand, das mit Stroh oder Lehm abgedichtet war. Seitdem die Methode des Kohlenstoffs 14 bekannt ist, darf man es wagen, für die prähistorischen Epochen Jahreszahlen anzugeben, die allerdings mit einem gewissen Fehler behaftet sind: Das neolithische Dörfchen auf dem Burgenrain dürfte ums Jahr 2200 v. Chr. anzunehmen sein.

Ein Fund leitet schon in die nächste Epoche, die Bronzezeit, hinüber. Es handelt sich um einen Kupferbarren von 4 cm Länge und 4 mm Dicke, der als Schmuck gedient haben mag.

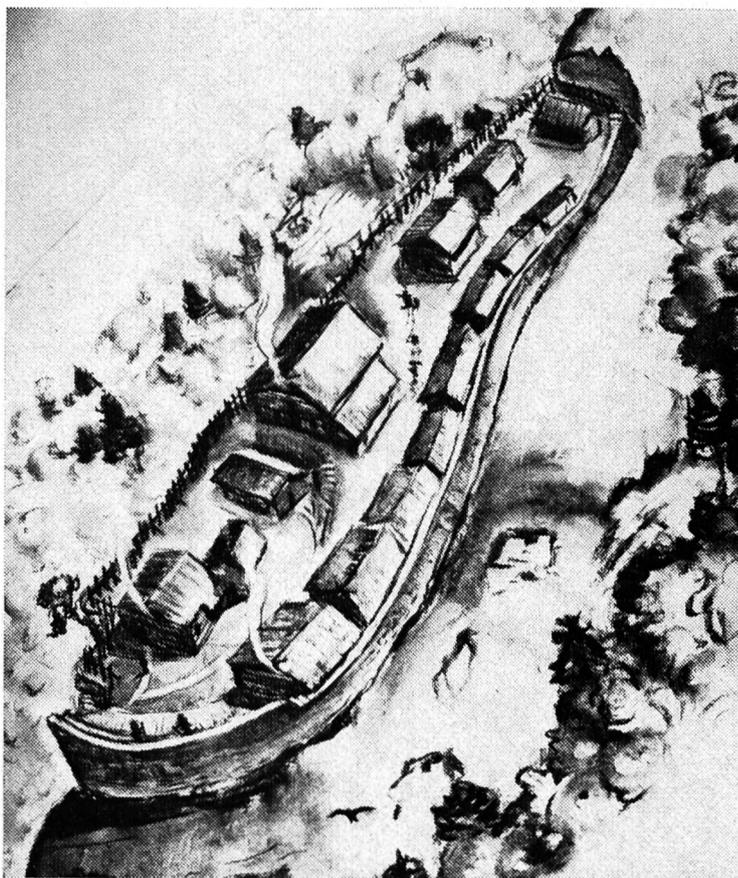
Die Bronzezeit, 1800—800 v. Chr.

Aus östlichen Ländern gelangte eine Kupfer-Zinnlegierung in unsere Gegend, die Bronze. Sie diente fortan als Werkstoff, und damit kam eine neue Aera auf. Der Prähistoriker unterscheidet eine ältere, eine mittlere und eine jüngere Bronzezeit. In Sissach fehlt die ältere Stufe. Der nächstfolgenden mittleren gehörte ein Fund aus der Umgebung des Primarschulhauses an, bestehend aus einem Bronzedolch und einer bronzenen Gewandnadel. Wahrscheinlich stammen diese Objekte aus einer Graburne (Männergrab!), die leider nicht sichergestellt werden konnte. Einem Abschnitt der mittleren Bronze ist auch eine Zeile von fünf Blockhäusern zuzuschreiben (ca. 1300 v. Chr.), deren Überreste Dr. Vogt bei seiner Grabung von 1936 untersuchte. Eine mächtige Brandschicht wurde angetroffen, in der Keramik und verkohlte Knochen eingeschlossen waren. Die Bauten ruhten auf einem Sockel aus Trockenmauerwerk. Vielleicht hatten sie den Zugang zum höher liegenden Fluhplateau zu sperren. Wodurch der Brand entstand, der die Siedlung zerstörte, ob durch Blitzschlag, Unachtsamkeit der Bewohner oder ein kriegerisches Ereignis, lässt sich nicht entscheiden. Auf alle Fälle war die Hitze so ungeheuer, dass die Steine der Grundmauern teilweise in gebrannten Kalk ver-



*Mittlere Bronzezeit,
ca. 1300 v. Chr.*

Blockbauten am NNW-
Hang der Sissacher Fluh
(durch Feuer zerstört).
Zeichnung von F. Pümpin
nach Angaben von
Dr. E. Vogt.



Spätbronze, ca. 900 v. Chr.

Befestigte Höhensiedlung
auf Bischofstein: Wehr-
mauer mit Wehrgang, in
ihrem toten Winkel die
Wohnbauten, ein zentrales
Gebäude auf dem Burg-
felsen, im NW die senk-
recht abfallende Felswand.
Von E. Berger nach
Angaben von M. F.
gezeichnet.

wandelt wurden, der unter dem Einfluss von Regenwasser und Luft nach und nach zu kohlen-saurem Kalk verhärtete. Zentnerschwere Klumpen von zusammengebackenem Material wurden ausgegraben. — Ein Modell im Landesmuseum zeigt die Beschaffenheit des idyllischen (?) Bronzezeitdörfchens.

Die jüngere Bronze, auch Urnenfelderstufe genannt, wird durch eine zweite Anlage im Gebiet der Fluh repräsentiert. Ein Volk mit ganz anderer Kultur war aufgetaucht — anscheinend hatte eine vorgeschichtliche Völkerwanderung stattgefunden. Die Eindringlinge liessen sich auf dem Fluhplateau nieder (ca. 900 v. Chr.). Sie riegelten ihr Wohngelände mit einer bogig verlaufenden Mauerreihe ab, deren Fortsetzung gegen die Fluhwand hin vermutlich ein Erdwall oder ein Palisadenzaun bildete. Allerdings sind die Spuren dieser Bauten sehr dürftig, weil sie bei der Errichtung einer frühgeschichtlichen Anlage an gleicher Stelle verwischt wurden. Im westlichen Teil des Plateaus stand auf sechs Pfählen von 70 cm Durchmesser (!) ein vereinzelt Gebäude. — An Kleinfunden hinterliessen diese Bronzezeitleute Keramik mit den typischen Merkmalen ihres Kulturkreises, ein elegant geformtes Bronzemesser, zwei grazile bronzene Pfeilspitzen, einige Klopffsteine und runde Steine mit einer Nut, deren Funktion rätselhaft ist. Verschiedene vor der grossen Grabung von 1936 gefundene Topfscherben sind in der «Geschichte von Baselland» abgebildet. Dr. F. Leuthardt, Liestal, beschrieb kurz vor seinem Tode die Knochenfunde von 1924: Sie weisen fast ausschliesslich auf Haustiere, Rind, Schwein und Schaf, hin.

In die Spätbronze ist eine weitere befestigte Höhengsiedelung einzureihen. Sie lag auf dem Rücken des Bischofstein und bedeckte ein Gebiet von 150 m Länge und 50 m Breite. Im SW und NO war der Bergkamm durch je einen flachen Quergraben geschnitten. Dahinter erhob sich eine 2,5 m dicke und schätzungsweise 3 bis 4 m hohe, aus Steinplatten mörtellos aufgeschichtete, mit senkrechten Pfosten und waagrechten Balken verstärkte Wehrmauer, die sich dem südöstlichen Steilhang entlangzog und die Anlage auf der Gefahrenseite schützte. Im NW, also auf der Gegenseite, war ein solcher Schutz entbehrlich, weil hier eine Felswand über ein Dutzend Meter senkrecht abfällt. Ein Wehrgang krönte die Umfassungsmauer, wo sich bei Kriegshandlungen der Verteidiger aufhielt, vor feindlichen Geschossen durch eine Brustwehr gedeckt. Die Wohnbauten lagen im toten Winkel der Mauer. Von aussen her konnten sie also nicht eingesehen werden. Sie bestanden aus einfachen, mit Stroh gedeckten Blockhäusern, die durch Zwischenwände aus lehmverstrichenem Rutengeflecht unterteilt waren: Lehmbrocken mit Rutenabdrücken wurden bei der Grabung verschiedentlich gefunden. Ein zentrales Gebäude war auf dem heutigen Burgfelsen errichtet. — Am Nordostende lagen etwas

unklare Verhältnisse vor: Die hintere mittelalterliche Burganlage bildete für die Prähistorie eine erhebliche Störung, ausserdem war hier die Wehrmauer stellenweise abgerutscht.

Nach seiner kulturellen Hinterlassenschaft wohnte auf dem Bischofstein ein Stamm von etlichen hundert Köpfen: Kistenweise konnten Gefässreste und Knochen aus der 30 cm mächtigen Kulturschicht geborgen werden. Unter der Keramik fielen die Scherben tonnengrosser Urnen und Krüge auf. Offenbar handelte es sich bei ihnen um Vorratsgefässe. Vor allem musste auf der trockenen, felsigen Anhöhe das Wasser gespeichert werden. Bei Regenwetter lieferten es die schräg nach innen abfallenden Dächer. Herrschte jedoch Trockenheit, so musste man es bei weit entfernten Quellen holen. Wir können uns vorstellen, dass sich allabendlich eine Prozession von Frauen mit Krügen auf den Köpfen gegen die hundert Meter tiefer gelegene «Isleten» oder gegen den «Wisler» auf der Böckter Seite hinunterbewegte. — Die Vorratsgefässe enthielten jedenfalls auch Lebensmittel, namentlich Getreide. Daraus bereitete man eine Art Mus, von dem an einer Topfscherbe eine Spur entdeckt wurde, weil die Köchin — zum Vorteil für uns Spätgeborene — ihr Gericht anbrennen liess. Aus den aufbewahrten Getreidekörnern wurde auch Mehl bereitet: Vier Handmühlen mögen als Beweis dafür dienen. Sie bestanden aus je zwei brotlaibförmigen, auf einer Seite abgeflachten Klötzen von Buntsandstein, die beim Mahlen hin- und hergeschoben wurden. Bruchstücke von Tafeln aus gebranntem Lehm lassen vermuten, dass auch eine Art Brot gebacken worden ist. — Die Siedler von Bischofstein lebten schon nach dem Grundsatz: Schmücke Dein Heim. Ihr Zimmerschmuck bestand jedoch aus Töpferware: Teller, Schalen, Schüsseln, Näpfe, Vasen und Krüge gab es da, die meisten schön verziert. Eine besonders feine Ware wurde im ersten Augenblick mit römischer terra sigillata verwechselt. Einzig ihr dunkler Bruch verrät den prähistorischen Ursprung. Auch Stücke mit falschen Kerbschnitten wurden gehoben. — Dass die bronzezeitlichen Töpfer vom Bischofstein ihr Rohmaterial an Ort und Stelle gewannen, ging aus den Trümmern von Fossilien (zum Beispiel *Rhynchonella varians*) hervor, die in einzelnen Scherben eingeschlossen waren. Auch wie sie ihre Dekors herstellten, liess sich erkennen: Der Abdruck einer Kerbe auf einem grössern Topffragment ergab in plastischem Material das Bild einer Fingerbeere mit gekrümmtem Nagel. — Holzstäbchen und Bronzedrähte wurden gleichfalls bei der Ornamentierung der Gefässe gebraucht. — Das Textilgewerbe stand auf dem Bischofstein in hoher Blüte: Über zwanzig Spinnwirtel, tönerner Schwungkörperchen an den Handspindeln, kamen ans Tageslicht. Und als einige Stücke aus gebranntem Lehm zusammengesprengt wurden, hatte man ein keilförmiges Webegewicht in Händen. Das heisst

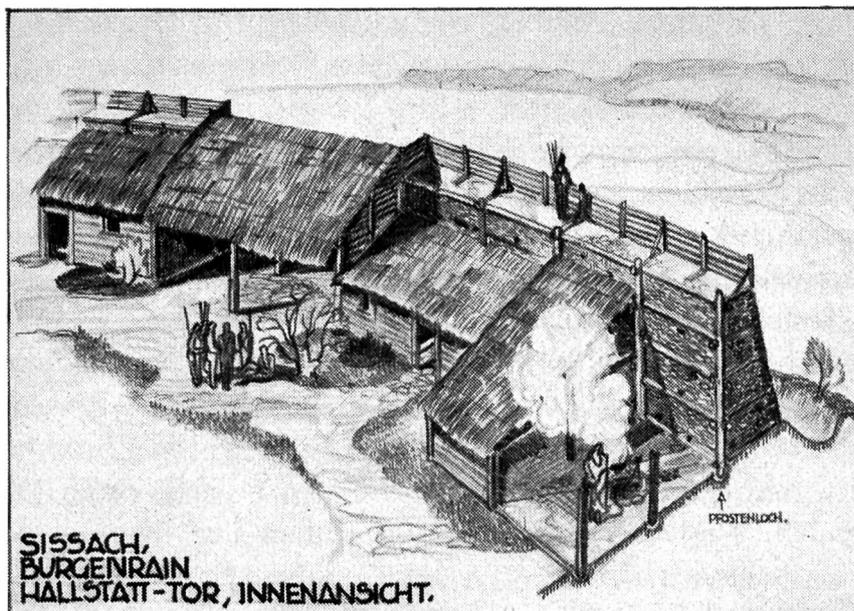
aber, dass sich die Bronzezeitleute in Gewebe kleideten. Sie waren also keine fell-behangenen Wilden oder Halbwilden. — Das Spinnen und Weben lag selbstredend den Frauen ob. Aber wo sie sind, da fehlen auch die Kinder nicht: Retuschierte Gefässböden, die als Spielzeug — Wurfrädchen — dienten, deuten auf ihre Anwesenheit. — Und die Bronzegegenstände? Ein paar wenige wurden tatsächlich gefunden: Gewandnadeln, Fragmente von Gürtelblechen und eine Fibel, die freilich einer spätern Epoche entstammt. Aber wo blieben die Geräte und Waffen? Darauf gibt es nur eine Antwort: Die Bronze war ein sehr wertvoller Artikel. Sie wurden beim Verlassen der Siedelung mitgenommen oder von einem Eroberer geraubt.

Ungefähr die Hälfte des Fundmaterials bestand aus Knochenresten. Die Grosszahl dieser Relikte bewies, dass die vorgeschichtlichen Bewohner des Bischofsteinrückens Hirten waren. Am zahlreichsten fanden sich die Knochen von Rind und Schwein, seltener das Gehörn oder der Knochen einer Ziege. Auch Pferde Zähne waren vorhanden. Das ist in gewisser Hinsicht erstaunlich, denn das Pferd galt den Alten als heiliges Tier. Sind aber seine Zähne mit andern Mahlzeitüberresten vermischt, wie es auf dem Bischofstein der Fall war, so dürfen wir annehmen, dass auch es verspeist wurde. Oder herrschte einmal in der Bergfeste Hungersnot? — Die Teile von Hirschgeweihen waren sehr zahlreich. Es handelte sich bei ihnen aber meistens um abgeworfene Stangen, die zu irgendwelchen Zwecken gesammelt worden sind. Erstmals kam auch der Zacken eines Rehwiehes zum Vorschein.

Das Skelett eines halbwüchsigen Mädchens konnte nicht mit Sicherheit der Spätbronze zugewiesen werden. Es lag auf dem vordern Teil des Burgfelsens und war in die prähistorische Kulturschicht eingebettet. Bei der Ausgrabung liessen jedoch die charakteristischen Beigaben auf sich warten. Auch ist zu bedenken, dass in der Urnenfelderzeit der Totenbrand üblich war. Nach Dr. Bay in Basel, der diesen menschlichen Überrest nach anthropologischen Gesichtspunkte beurteilte, zeigten einzelne Knochen altertümliche Merkmale.

Die Ersteisen- oder Hallstattzeit, 800—400 v. Chr.

Am Ende des 9. Jahrhunderts v. Chr. lernten die Menschen in unserer Gegend das Eisen kennen: Man redet von der Ersteisen- oder *Hallstattzeit* nach einem Fundort in Österreich. Im «Kulmacker» wurde eine offene Siedelung aus diesem Kulturkreis entdeckt, in der wahrscheinlich bäuerliche Sippen gehaust haben. Das Fundmaterial, das bei der anschliessenden Grabung gewonnen wurde, zeigte die charakteristische Ornamentik der Stufe Hallstatt D. Auch Spinnwirtel und Knochen fielen den grabenden Archäologen in die



Hallstatt D.
 Burgenrain.
 Wehrmauer mit
 Wehrgraben und
 Brustwehr, rechts
 im Schnitt.
 Hütten auf der
 Innenseite, links
 der Mitte die
 Toranlage. —
 Trockenmauer-
 werk, mit
 Pfosten und
 Balken armiert
 (murus gallicus
 nach Cäsar).
 Von Ad. Müller
 gezeichnet
 nach Angaben
 von Dr. E. Vogt.

Hände. Die dunkle Kulturschicht lag in geringer Tiefe — verdankt ihr etwa die anstossende Flur «Schwarz matt» den Namen?

Auf der Hochfläche des Burgenrain war ebenfalls ein Stamm der Hallstattleute ansässig (ca. 600—500 v. Chr.). Er hatte das auf drei Seiten von Steilhängen begrenzte, aber nirgends sturmfreie Plateau mit einem Mauer ring von ähnlicher Konstruktion wie die Wehrbaute auf dem Bischofstein umgeben: Der Mauerkörper bestand aus geschichteten Steinplatten, besass eine Armierung von Pfosten und Balken und trug einen Wehrgang¹. Auf der Südseite führte ein zweiflügeliges Tor, dem ein flacher Graben vorgelagert war, ins Innere der Siedelung. Es teilte die halbkreisförmige Flucht der Wohnbauten hinter der Mauer in zwei gleiche Hälften. Ein isoliertes Gebäude stand auf dem nördlichen Teil des Plateaus. Rote Verfärbungen in den Hüttenböden bezeichneten Feuerstellen. Offenbar erfüllte der «häusliche Herd» als Sammelpunkt der Hausgemeinschaft schon damals eine soziale Aufgabe. Der Innenhof musste nachts oder in Gefahrenzeiten das gewöhnlich ausserhalb der Umfriedung weidende Vieh aufnehmen, die kostbarste Habe der ersteisenzeitlichen Sissacher.

Dieses verschollene Geschlecht, das eine vergessene Sprache redete, muss sehr prachtliebend gewesen sein. Das geht aus seinem in der Hauptsache bronzenen Schmuck hervor, der bei den Grabungen von 1934 und 1935 ge-

¹ Dr. Vogt liess eine in den Felsen eingetiefte «Pfostengrube» herausmeisseln und den tonnenschweren Klotz als Ausstellungsobjekt ins Landesmuseum verbringen.

borgen werden konnte. Da gab es Ohringe von gut 10 cm Durchmesser und 1 cm Breite, auf der Aussenseite mit Rillen verziert, Kettchen, Finger- und Armringe, Gewandnadeln mit Rundköpfen, spatelförmige Haarpfeile und die als Leitfunde der Hallstattzeit dienenden Fibeln, eine Art grosser Sicherheitsnadeln, von denen die Gewänder zusammengehalten wurden. Auch das Eisen war zu Schmuck verarbeitet worden, wie aus einer Serie eiserner Fingerringe hervorging. Man beachtete also seine unedle Eigenschaft des Rostens noch nicht. Eigenartig war die chemische Zusammensetzung der Bronze: Anstelle des «klassischen» Mischungsverhältnisses von 90 Prozent Kupfer und 10 Prozent Zinn wies eine Analyse 82,23 Prozent Kupfer, 12,45 Prozent Zinn, 3,68 Prozent Zink und 0,68 Prozent Blei nach. Alle andern vorgeschichtlichen Bronzen aus dem Gebiet der Schweiz, die bisher untersucht worden sind, enthielten das Zink nur in Spuren. Weshalb nun auf dem Burgenrain eine Abweichung von der Regel? — Es stellt sich hier auch die Frage, ob diese Bronze zur Hallstattzeit neu eingeführt worden sei. Das ist kaum anzunehmen: Ziemlich sicher wurden aus der Bronzezeit stammende Werkzeuge und Waffen zu Schmuck umgegossen, seitdem man das Eisen als Rohmaterial zur Verfügung hatte. Aber wo blieben denn die eisernen Gegenstände? Abgesehen von den erwähnten Fingerringen liessen sie einige Zeit auf sich warten. Schliesslich stellten sie sich ein, jedoch nur in geringer Zahl, und meistens waren es kleinere Objekte. Den schönsten Eisenfund bildete eine Pfeilspitze. Sie hatte eine lanzettliche Gestalt, besass also keine Widerhaken. Am Schaft war sie mittels einer Tülle befestigt, von der eine Mittelrippe zur Spitze verlief. Weitere eiserne Gegenstände waren eine Pinzette, Teile von Schnallen, eine grössere Nadel mit beweglichem Ring und mehrere Nägel, Hinweise auf die Tätigkeit von Zimmerleuten. Beile, Schwerter, Lanzenspitzen usw. fehlten, wohl aus dem Grunde, der schon bei der Beschreibung der Bronzezeitfeste auf dem Bischofstein angegeben worden ist.

Das Schönheitsbedürfnis der Hallstattleute offenbarte sich auch in ihrer Töpferware. Dies gilt vor allem für die feine Zierkeramik: Viele Stücke waren rot oder gelb bemalt oder auch graphitiert. Manchmal wurde ein Gefäss aus ästhetischen Gründen sogar zweimal gebrannt: Nach dem ersten Brennen erhielt es einen feinen Lehmaufstrich und wurde daraufhin neuerdings dem Feuer ausgesetzt. Die eisenzeitlichen Töpfer oder Töpferinnen scheinen Meister ihres Faches gewesen zu sein. Sie brachten ausserordentlich dünnwandige Gefässe zustande, und man fragt sich, ob sie vielleicht nicht doch schon die Töpferscheibe kannten, was von den Gelehrten freilich bestritten wird. Die auf den Tellern, Schalen, Krügen und Vasen angebrachten Ornamente waren mannigfaltig: Kordeln, hängende Dreiecke und Strichleisten bildeten die Regel, aber

auch «Augen» und Rautenmuster wurden angewandt. Vielfach waren die eingeritzten Rillen mit einer weissen Masse ausgefüllt, damit sie besser zur Geltung kamen. Oft wurde der Umfang des Gefässes in Zonen abgeteilt, in denen die Motive abwechselten. Ob gewisse Dekors eine magische Bedeutung hatten, ist zu bezweifeln. Eher wäre dies von den sogenannten Töpferkreuzen auf den Gefässböden anzunehmen, zwei sich rechtwinklig oder schiefwinklig schneidenden Rillen, die sich über den ganzen Gefässboden erstreckten. Sollten sie verderbliche Einflüsse von den Geniessern der in diesen Schüsseln und Näpfen aufbewahrten Speisen oder Getränken abwenden? Die Gebrauchskeramik war nicht mehr so gross wie auf dem Bischofstein. Vielleicht ist das dem Umstand zuzuschreiben, dass die wasserspendernden Quellen bequemer zu erreichen waren. Immerhin wurden auch die Bruchstücke grosser Urnen gefunden.

Rätselhaft blieben zunächst einige Tonsternchen, bis sie als spielerische Erzeugnisse von Kindern erkannt wurden. Auf einem solchen Fund waren noch die Papillarlinien des kleinen Töpfers erhalten. Ein Vergleich mit den Fingerabdrücken lebender Kinder erbrachte den Beweis, dass hier ein Knabe oder Mädchen im Alter von 9 bis 11 Jahren am Werk gewesen war.

Die Spinnwirtel waren von unterschiedlicher Gestalt, einige kugelig, andere konisch. Die meisten wiesen eine Verzierung auf: Kerben am Umfang, von oben nach unten verlaufende Rillen oder unregelmässig verteilte Punkte, wie es der Spinnerin, die sie offenbar selber anfertigte, gerade einfiel. Das Landesmuseum hat eine Kollektion von Wirteln photographiert und das betreffende Photo als Postkarte verkauft.

Der Mensch der Vorzeit musste alle Chancen ausnützen, die ihm die karge Natur bot: Er machte Dinge zu Gebrauchsgegenständen, auf die wir Modernen nie verfallen wären. So verwendete er einen grossen Belemniten, also ein Fossil, zum Zerreiben von Materialien, wie aus der starken Abnützung ersichtlich war. Zum Zerstoßen und Zerklopfen von Haselnüssen und dergleichen dienten auch rundliche Steine, ferner gehörten knöcherne Pfrieme, Stichel und Nadeln zu den Gebrauchsgegenständen des urzeitlichen Handwerkers.

Eine gefährliche, wenn auch primitive Waffe in der Hand des eisenzeitlichen Kriegers bildeten die Schleudersteine. Zur Verteidigung der Feste waren sie hinter der Wehrmauer in Haufen aufgestapelt. Als faustgrosse Rundkiesel hatten sie eine ballistisch gute Form. Wie in England durchgeführte Versuche mit ähnlichen Geschossen ergaben, waren sie von grosser Durchschlagskraft. Siehe auch die biblische Erzählung von David und Goliath!

Über die Knochenreste auf dem Burgenrain weiss Dr. F. Leuthardt zu berichten:

Sie geben nur mangelhaft Aufschluss über die eisenzeitliche Fauna, da es sich bei ihnen fast ausschliesslich um Haustierknochen handelt, während Knochen von Wildtieren eine Seltenheit bilden. Zu den grössten Raritäten zählt ein Pferde- zahn. Es mag sein, dass er von einem Wildpferd stammt, das auf der Jagd erlegt wurde. Der Haushund, der zum ältesten Haustierbestand des Menschen gehörte, fehlt gänzlich. Das mag darauf zurückzuführen sein, dass sein Fleisch nicht gegessen wurde. Sehr zahlreich sind dagegen die Überreste der andern Haustiere, der Fleisch- und Felllieferanten, die in der Siedelung geradezu angehäuft wurden. Ihre Erkennung ist unschwer, doch findet man selten einen unzerbrochenen Langknochen. Alle, auch die Unterkiefer, sind aufgespalten, damit das beliebte Mark gewonnen werden konnte. Es ist daher schwierig, die Grössenverhältnisse zu bestimmen. Vom Rind sind Bruchstücke aller Skelett-Teile erhalten, leider die wenigsten des Schädels, so dass eine Rassen- zuteilung fast unmöglich erscheint. Offenbar stand das Rind vom Burgenrain zwischen dem Torfrind der Pfahlbauten und dem Rind der Braunviehrasse. — Interessant wäre, zu untersuchen, welcher Abstammung das Schwein vom Burgenrain ist. Möglicherweise handelt es sich bei ihm um eine Kreuzung zwischen Torf- und Wildschwein — seine Grösse legt eine solche Vermutung nahe. Rind und Schwein lieferten den Hauptteil des Knochenmaterials. — Das eisenzeitliche Schaf war entschieden kleiner als eines unserer mittleren Landschaften. Es besass Hörner von mehr oder weniger viereckigem Querschnitt und dürfte wegen seines Wollkleides gehalten worden sein. Die Ziege war seltener als das Schaf. Ihre Anwesenheit auf dem Burgenrain ist durch einige säbelförmige Hornzapfen bezeugt.

An der Spitze der Wildtiere punkto Häufigkeit steht der Edelhirsch, von dem einige Geweihstangen gefunden wurden. Es ist zweifelhaft, ob sie von erlegten Tieren stammen, denn unter den Küchenabfällen war von Hirsch- knochen nichts zu entdecken. Einen interessanten Fund stellten die Reste eines Bibers dar. Dieser grosse Nager ist heute ausgestorben, er bevölkerte aber bis ins Mittelalter unsere Gewässer. Ausgestorben sind auch einige Ver- treter der Vogelwelt, deren Reste gefunden wurden: Dr. G. H. Stehlin in Basel konnte den Oberarm eines Steinadlers bestimmen und verschiedene Knöchelchen der Alpendohle. Eine Ulna gehörte vielleicht einem Turmfalken, der glücklicherweise noch heute in unserer Region heimisch ist.

Äusserst wichtig, sozusagen ein Unikum, ist dagegen der Femur eines Haus- hühns. So sehr man sich gegen diese Feststellung sträubt, es lässt sich nicht abstreiten: Schon die Hallstattleute hielten diesen domestizierten Vogel, von dem man bisher angenommen hatte, er sei erst viel später bei uns eingeführt worden. Soweit Dr. Leuthardt. Und nun eine letzte Frage zu diesem Abschnitt:

Welches war das Ende des eisenzeitlichen Siedelung auf dem Burgenrain? Sie wurde vermutlich aufgegeben, ob freiwillig oder unfreiwillig, bleibe dahingestellt. Das einseitige Hütteninventar, lies: das Fehlen der wichtigsten Geräte und Waffen unter den Funden, lässt kaum einen andern Schluss zu.

Die Volleisen- oder Latènezeit, 400—58 v. Chr.

Von Julius Cäsar wissen wir, dass vor dem Eindringen der Römer in unser Land nördlich der Jurakämme — «am Rhein zwischen Aaremündung und Breisach», wie die Geschichtsschreiber sich ausdrücken — die keltischen Rauriker oder Rauracher wohnten. Im «Vordern Brühl» beim westlichen Dorfausgang von Sissach hatte ein Stamm dieses Volkes das uralte Handwerk der Töpferei zur Industrie entwickelt. Ende 1933 entdeckte F. Pümpin an dieser Örtlichkeit eine mit roten Scherben durchsetzte Kulturschicht. Von den zahlreichen Gefässresten waren einzelne mit Erdfarbe bemalt, andere trugen band- oder wellenförmige Muster. Anhand solcher Dekors konnten die neuen Funde in Latène III datiert werden. Bei einer Durchsicht des Scherbenmaterials kamen die Bruchstücke einer flachen Schale zum Vorschein, die als Fehlbrand erkannt wurde. Da Ausschussware nur in der Nähe des Herstellungsortes anzutreffen ist, waren mit einiger Wahrscheinlichkeit im «Bühl» keltische Töpferöfen zu erwarten. Im Winter 1934 tangierte ein Kanalisationsgraben tatsächlich einen der vermuteten Öfen. Sofort wurde eine Notgrabung in die Wege geleitet. Nach dem Wegräumen von Scherben und geröteten Lehmknollen erschien ein auffälliges Erdkreuz, das aus dem gewachsenen Boden modelliert war und als Unterbau des Ofens angesprochen werden musste. — Selbstverständlich erregte dieses Objekt in Fachkreisen grösstes Aufsehen. Das Schweizerische Landesmuseum beauftragte seinen Konservator Dr. E. Vogt, von ihm einen Gipsabguss zu nehmen, was denn auch geschah. Heute ist in Zürich eine Rekonstruktion ausgestellt, die dem Museumsbesucher eine prähistorische Technik eindrücklich vor Augen führt.

Nach Dr. Vogt haben wir uns den Ofen zweigeschossig zu denken. Das untere Geschoss bestand aus dem Feuerraum, den eine Lehmplatte, der Rost, von dem höher liegenden Brennraum trennte. Durch diese Trennung sollte offenbar vermieden werden, dass das «Geschirr» beim Brennen verschmauchte. Das vorhin genannte Erdkreuz teilte den Feuerraum in vier Kammern und hatte den Rost zu tragen, der von runden Löchern, den Pfeifen, durchbrochen war. Das Heizmaterial musste durch zwei Schürflöcher eingefüllt werden. Mittelst eines Gebläses wurden im Feuerraum hohe Temperaturen erzeugt. Durch die Pfeifen stieg die heisse Luft in den von einem Gewölbe umschlossenen Brennraum und entwich schliesslich durch einen Rauchabzug ins Freie.

An der gleichen Stelle wurde später beim Ausheben einer Baugrube ein zweiter Ofen gleichen Typs angeschnitten, der noch besser erhalten war. Leider gab es keine Möglichkeit, ihn zu heben und zu konservieren, und so fiel er den fortschreitenden Bauarbeiten zum Opfer. Ein dritter Ofen war schon früher zerstört worden, wie aus den massenhaft herumliegenden Rosttrümmern hervorging. Der weitaus am besten erhaltene Ofen wurde im Frühling 1935 gefunden. Bei einer annähernd kreisrunden Form besass er einen grössten Durchmesser von 1,50 m. Wegen des fast noch unversehrten Rostes — er hatte nur einige Pickelhiebe abbekommen — und wegen des gut sichtbaren Gewölbeansatzes erschien er besonders wertvoll. Im Einverständnis mit der basellandschaftlichen Kommission zur Erhaltung von Altertümern beschloss Dr. W. Schmassmann, der Konservator des Kunstmuseums, ihn heben zu lassen. Das war allerdings ein gehöriges Stück Arbeit. Der zerbrechliche Fund musste mit Backsteinen und Zement armiert werden, ehe er von der Stelle bewegt werden konnte. Aber das Vorhaben glückte, und heute kann der Ofen mit einigen rekonstruierten Latène-Gefässen in Liestal besichtigt werden.

Da von planmässigen Untersuchungen im «Brühl» noch viel Neues zu erwarten war, wurde im Jahre 1935 eine weitere Grabung ins Auge gefasst. Sie war nebenbei als Aktion zur Bekämpfung der damals herrschenden Arbeitslosigkeit gedacht, wie das gleichzeitig auf dem Burgenrain eingesetzte Arbeitslager. Mit der Grabungsleitung betraute der Kanton M. Frey. Die zu untersuchende Fläche bildete ein Rechteck von 19 x 7,5 m. Grabungstechnisch ist zu bemerken, dass flächig abgedeckt wurde, weil die Fundschicht keine 30 cm unter dem Humus lag. Im westlichen Teil des abgedeckten Gebietes, wo sich schon früher Brandspuren gezeigt hatten, trat eine dunkelrote Bodenverfärbung auf. Sie schien einen weitem Töpferofen anzukündigen. — Es ergab sich, dass der Ofen vorhanden war und ungewöhnlich viel Keramik enthielt: Ganze Pakete von kleinern Scherben sowie ansehnliche Hals- und Bodenstücke wurden ihm entnommen: Die ebenfalls gehobenen Rosttrümmer verrieten, dass wiederum nur der Ofenunterbau erhalten war. Als konstruktive Einzelheiten zutage traten, gab es eine grosse Überraschung: Von dem erwarteten Erdkreuz fehlte jede Spur. Dafür konnten nach und nach drei parallele Lehmwäuerchen blossgelegt werden, die vier enge, tiefe Heizkanäle schieden. Somit lag ein neuer, bisher unbekannter Ofentyp vor. — Wie bei der Herstellung der Töpferöfen vorgegangen wurde, war gut ersichtlich: Zuerst hoben die Töpfer die Heizkanäle oder Heizkammern aus und verkleideten ihre Wände mit Lehm oder Lausener Huppererde. Nachher legten sie kreuzweise Ruten über die nun fertiggestellte Unterpartie. Über diese Armie-

rung brachten sie eine Lehmschicht an, die tüchtig geklopft wurde: den Rost. Die Pfeifen wurden mit spitzen Pfählen eingestochen, die Kuppel aus Lehmringen ausgebaut. Beim ersten Brennen erlangte der Ofen seine Festigkeit, und das nunmehr entbehrliche Holzwerk verwandelte sich in Asche.

Ein älterer, tiefer gelegener Kulturhorizont war von dem erwähnten jüngeren durch eine fluviatile Ablagerung von 40 bis 60 cm Mächtigkeit getrennt. Die aus ihm geborgene Keramik deutete ebenfalls auf einen späten Abschnitt der Latènezeit. Das liess vermuten, dass im ersten vorchristlichen Jahrhundert Perioden mit ausgedehnten Regenfällen und Überschwemmungen auftraten.

Unter den Kleinfunden beansprucht eine keltische Münze aus Potinmetall² unsere besondere Aufmerksamkeit. Der bekannte Numismatiker und Archäologe Dr. Forrer in Strassburg, dem eine Zeichnung des kaum halbfrankengrossen Geldstückes vorgelegt wurde, äusserte sich darüber wie folgt: «Zwar kommen dergleichen Münzen gelegentlich auch in frühromischen Lagern vor, doch nur recht selten, und die Ausgabe dürfte noch in die letzten Tage der gallischen Unabhängigkeit fallen, sagen wir um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. . . .» (Abbildung Seite 144 unten).

Bei der Suche nach Sujets für ihre Münzbilder verfahren die Kelten ziemlich phantasielos: Sie kopierten meistens Darstellungen auf griechischen Goldstücken. Unser Potin war beispielsweise dem Goldstater Philipps von Macedonien nachgebildet. Der Kopf des Apollo im Avers wurde barbarisiert, das heisst mit keltischer Haartracht — langen Strähnen, die von der Stirne in den Nacken zurückgestrichen waren — wiedergegeben, und vom Gespann des Sonnengottes im Revers blieb nur das geschätzte Pferd übrig.

Bedeutsam waren jedoch die drei Buchstaben D O C, die sich um das springende Rösslein gruppieren. Bei ihnen handelt es sich um eine Abkürzung des sequanischen Häuptlingsnamens DOCIRIX oder TOGIRIX. Die Sequaner wohnten im heutigen Burgund zwischen Jura und Saône. Unsere Kelten vom «Vordern Brühl» müssen also ausgedehnte Handelsbeziehungen unterhalten haben. Zweifellos bildete ihre Töpferware einen Handelsartikel. Als bei der Gasfabrik in Basel das Keltendorf Arialbinnum (?) ausgegraben wurde, wunderte man sich über die schönen, bemalten Gefässe und rätselte über ihren Herkunftsort. Vielleicht ist das Rätsel nun gelöst: Sie könnten aus Sissach stammen.

Der Ortsname Sissach ist keltischen Ursprungs. Seine Endsilbe «ach», latinisiert «acus», wurde dem Namen eines Sippenhäuptlings angehängt, der

² Potin ist eine Legierung aus Kupfer, Zinn und Blei. Nach Forrer ergab eine Analyse folgende Zusammensetzung: Kupfer 65,0 %, Zinn 11,95 %, Blei 22,8 %. Die Potinmünzen wurden nicht geprägt, sondern gegossen.

SISSUS oder SISSIUS gelautet haben mag. Ein Mann dieses Namens wurde in Noviodunum (Nyon) festgestellt.

In den folgenden Jahren setzte Pümpin im «Vordern Brühl» die Grabungen³ fort und stiess dabei noch auf mehrere Töpferöfen. Er fand auch ein rundes Dutzend weitere Münzen, darunter einige Exemplare aus Silber. Als schönsten Erfolg durfte er jedoch verbuchen, dass es ihm gelang, in der Nähe der Öfen Wohnbauten nachzuweisen: Aus Spuren von Balkenlagen ging hervor, dass die Sissacher Kelten Rahmenhäuser errichtet hatten, also keineswegs in Erdlöchern, den sogenannten «Mardellen», hausten, wie schon behauptet worden ist.

Seit einiger Zeit ist man geneigt, auch die unbekanntenen Völker der Bronze- und der Hallstattzeit zu den Kelten zu rechnen. Schon früher hat man sie ja als «Protokelten» bezeichnet. Diese Bezeichnung verschwand, weil sie zu gewagt schien. Heute wissen wir, dass der mitteleuropäische Raum als Urheimat der Kelten anzusprechen ist und dass Teile dieser grossen Völkergruppe erst verhältnismässig spät nach Osten — die Galater bis Kleinasien — und nach den britischen Inseln — wo ihre Idiome noch nicht ganz ausgestorben sind — auswanderten. Die autochthonen Bewohner unserer Gegend müssen daher ebenfalls Kelten gewesen sein.

Die römische Zeit, 58 v. Chr. — 401 n. Chr.

Nach der Schlacht bei Bibracte nahmen die Römer von unserem Lande Besitz. Zuerst errichteten sie Heerlager, nachher erbauten sie Städte und Gutshöfe. Die Colonia Raurica, wie das Rauracherland von nun an hiess, teilten sie nach einem bestimmten Schema ein. In Sissach ist ihre Anwesenheit durch Funde bei der reformierten Kirche, in der «Kreuzmatt», beim Alpbad und vor allem in der «Bützenen» bezeugt. An den drei zuerst genannten Örtlichkeiten fanden sich nur Spuren, in der «Bützenen» jedoch konnte Mauerwerk freigelegt werden. Hier ergaben sich in einem Kanalisationsgraben die ersten Anhaltspunkte. J. Horand entschloss sich daraufhin zu einer kleineren Grabung, die gallorömische Keramik und einige römische Münzen lieferte. Später zeigten sich in einer Baugrube Mauerzüge. Durch eine Notgrabung konnte ein Hypocaust, also eine römische Bodenheizung, sichergestellt werden. Der Heizraum war etwa 50 cm hoch. Aus runden Tonplatten aufgebaute Pfeilerchen stützten den Zimmerboden. — Neuerdings war die Ausbeute an Münzen und Ke-

³ Der Firma J. & R. Gunzenhauser muss auch an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen werden, weil auf ihrem Areal immer und immer wieder gegraben werden durfte. Heute verdient sich eine junge Archäologin im «Brühl» ihre Sporen.

ramik befriedigend. Auch die rotbraune terra sigillata, die bei den Römern die gleiche Bedeutung hatte, wie bei uns das Porzellan⁴, fehlte diesmal nicht. Prof. Dr. R. Laur in Basel datierte die Baute in spätrömische Zeit. Im Jahre 1959 kam es in der «Bützenen» zu weiteren Bauarbeiten. Unverzüglich schaltete sich die kantonale Kommission zur Erhaltung von Altertümern ein und entsandte ihr Mitglied Th. Strübin an die Baustelle. Abermals wurde eine Notgrabung beschlossen. Die Kommission übertrug die Grabungsleitung M. Frey. Das Grabungsgelände wurde mit Schnitten abgetastet. Dabei konnten verschiedene Mauergerüste festgestellt werden. Die Mauern besaßen eine Dicke von 40 bis 50 cm und liessen eine hervorragende Technik erkennen. Ohne Zweifel handelte es sich in der «Bützenen» um die Überreste eines grossen Gutshofes mit einer Porticus-Villa. Die Anlage war ostwestlich orientiert, ihre Hauptfront zeigte also nach der Sonnseite. An den östlichen Wohnteil reihten sich auf der Westseite die Ökonomiegebäude. Im Wohngebäude wurde ein zweiter Hypocaust angetroffen. Es gelang, in einem Mauerviereck von 4,2 x 4 m einen Kalkestrich⁵ blosszulegen. An zwei Ecken des Bodens wurden Heizröhren — «Züge» — sichtbar, und auf der gegenüberliegenden Seite konnte bald auch das praefurnium — das Schürloch — festgestellt werden. Es war nach Art des falschen Gewölbes aus Leistenziegeln konstruiert. Von ihm aus führte ein Kanal bis unter die Zimmermitte, der sich hier gabelte, so dass ein Y-förmiges Gebilde entstand. Die beiden Äste des Kanals verliefen nach den aus Holzziegeln bestehenden, an den Zimmerwänden senkrecht emporsteigenden Zügen, durch die der Rauch entweichen konnte. — Auch Türöffnungen waren im Mauerwerk ausgespart. Sie waren durch meterlange und halbmeterbreite Fliesen aus Buntsandstein gekennzeichnet⁶. — Leider hofften die Ausgräber vergeblich auf einen Mosaikboden. Nicht ein einziges Mosaiksteinchen enthielt das Fundmaterial! War der Eigentümer des Gutes ein ärmerer Mann oder jemand von «spartanischer» Einfachheit, etwa ein jedem Luxus abholder Veteran?

Das Bruchstück einer Schüssel aus terra sigillata zeigte das Bild einer Person, die eine andere auf dem Schosse wiegt. Den Münzen waren die Bilder

⁴ M. F. hatte schon vor den Grabungen die Scherben einer römischen Lampe aus terra sigillata gesammelt.

⁵ Unter einem «Kalkestrich» ist lediglich ein weisser Zimmerboden aus erhärtetem Kalk zu verstehen. Das Wort «Estrich» leitet sich von astricus — Stern — ab, weil in der Mitte des Bodens oft ein Mosaikstern angebracht war. Andere führen «Estrich» auf ostrakon — Scherbe, irdenes Täfelchen — zurück.

⁶ Nach Dr. Laur stammt der von den Römern in unserer Gegend vermauerte Buntsandstein aus Degerfelden im Aargau. Die Türfliesen in der «Bützenen» sind also mühselig per Achse nach Sissach transportiert worden.

spätromischer Kaiser, wie Hadrians u. a., aufgeprägt. In den Trümmern der Ökonomiegebäude wurden Beschläge, ein Stollen (für vereiste Strassen), organisches Holz, Rinderknochen und der Rotor einer Handmühle gefunden.

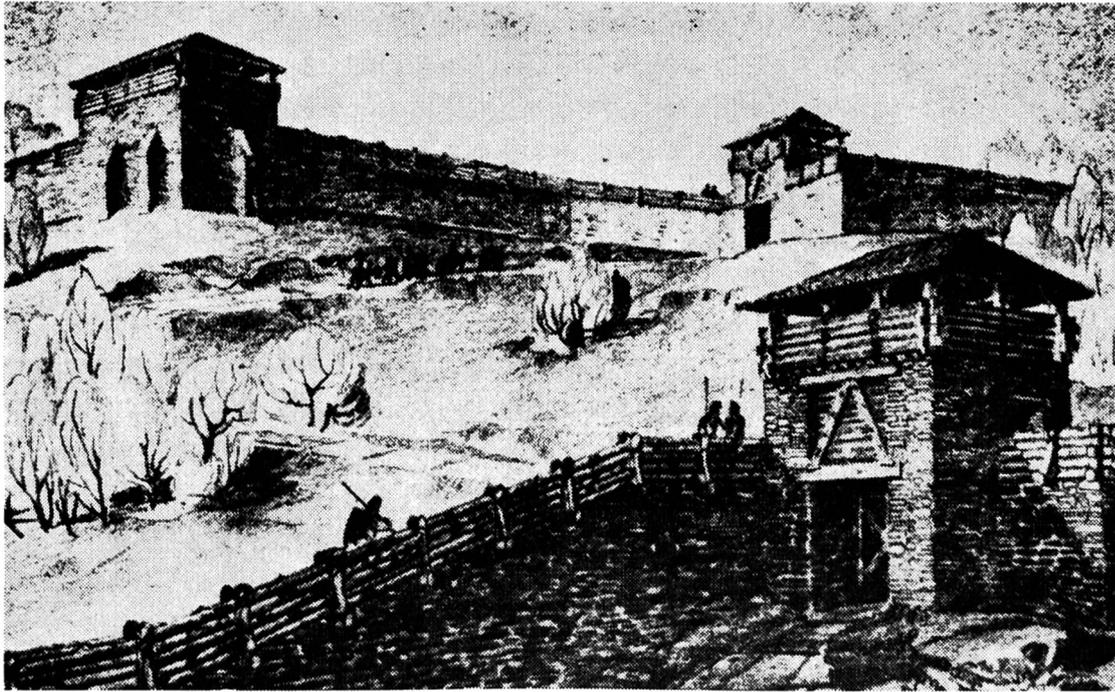
Eine römische Brandschicht in grösserer Tiefe liess darauf schliessen, dass unsere Villa einmal in Flammen aufgegangen ist. Wann das war und worauf diese Katastrophe zurückgeführt werden muss, diese Frage hat offen zu bleiben. Vielleicht hat der grosse Einfall der Alamannen im Jahre 259 hier seine Spur zurückgelassen. Ein Weg an der Fundstelle erhielt von der Gemeindebehörde den Namen «Römerweg».

Das Frühmittelalter, 476 — 900 (?) n. Chr.

Als im Jahre 401 n. Chr. wegen eines Einfalls der Westgoten die römischen Legionen aus den Gebieten nördlich der Alpen nach Italien zurückgerufen wurden, zogen alamannische Stämme in unser nun offenes Land ein. Wie man heute weiss, ging diese Landnahme nur zögernd vor sich. Im Jahre 496 besiegte der Frankenkönig Chlodowech die Alamannen. Die Südalamanen baten daraufhin den Ostgotenkönig Theoderich (den Grossen) um Schutz. Theoderich erlaubte ihnen, sich in seinem ausgedehnten Reiche, zu dem auch die ehemalige Colonia Raurica gehörte, niederzulassen. — In Sissach zeugen südlich der Bahnlinie, bei der Kirche und an der obern Hauptstrasse liegende Gräberfelder von den germanischen Einwanderern. Am zuletzt genannten Orte wurden bei Bauarbeiten im Jahre 1916 mehrere Skelette mit Beigaben, Halskrallen aus bemalten Tonperlen, Bodenverfärbungen durch Rost als Spuren von Waffen usw. gefunden. In einem Graben hinter dem Primarschulhaus fiel den Arbeitern ein zertrümmerter Schädel auf, und aus dem umgebenden Lehm konnte nachträglich ein Paar alamannischer Ohrringe geborgen werden. Am aufschlussreichsten waren jedoch die von Dr. R. Degen aus Basel im Kirchenschiff untersuchten Gräber: Neben einem Skelett lagen eine gut erhaltene Spatha (ein alamannisches Langschwert) und ausserdem einige Schmucksachen.

Den wichtigsten Zeugen aus alamannischer Zeit besitzen wir jedoch in der Sprache. Prof. Felix Stähelin meint, sie habe sich nur durchsetzen können, weil sie ein Sprachenwirrwarr unter den ansässigen Gallorömern beendigte. In unserem engsten Bereich hat sich immerhin eine gallorömische Tradition erhalten: der Ortsname Sissach. Er muss von den Ureinwohnern an die Alamannen weitergegeben worden sein.

Theoderichs Nachfolger Witiges trat Alamannien an die Franken ab. Dadurch kam unsere Gegend unter die Herrschaft dieses militärisch tüchtigen und organisatorisch begabten Volkes. Die Frankenkönige teilten ihr Land in



Frühmittelalter. Ansicht der Fluchtburg auf der Fluh von NNW: Im Vordergrund mit Tor, im Hintergrund Mauer um das Plateau mit Tor (rechts) und Eckturm (links). Gezeichnet von Ad. Müller nach Angaben von Dr. E. Vogt.

Gaue ein. Zwischen Rhein und Kettenjura entstand der Augstgau, der später in den Siggau und den Frickgau zerfiel.

Die grossen Fluchtburgen auf der Fluh und dem Burgenrain sind fränkischen Ursprungs. Sie bedeckten Flächen von 2,8 und 2,7 ha. Zuerst wurde die Anlage auf der Fluh festgestellt: Bauunternehmer Itin in Lausen wies auf einen verdächtigen Erdwulst am Plateaurande hin. Bei den kurz nachher von Dr. Stehlin veranlassten Sondiergrabungen kam eine mörtellose Wehrmauer mit Toranlage und Eckturm zum Vorschein. Wegen eines vereinzelt Kleinfundes wurde diese Baute in die Latènezeit eingeordnet. 1936 konnte Dr. Vogt die erforderliche Korrektur anbringen.

Die Mauer bestand aus einem äusseren und inneren Mantel und einem Kern aus Erde und groben Steinen. Im Innenhof führten seitlich angebaute Treppen zum Wehrgang hinauf, der auf ihrer Krone anzunehmen ist. Obwohl von einer solchen Treppe nur drei Stufen erhalten waren, liess sich anhand von Steigung und Länge die Mauerhöhe ermitteln: Sie betrug 3,5 bis 4 m.

Das Haupttor lag auf der N-Seite. Es war durch einen flankierenden Turm geschützt. Der Zufahrtsweg lief einem Mauerstück entlang, von dem aus anstürmende Feinde mit einem Geschosshagel überschüttet werden konnten.

Bei seiner Planung hatte der Erbauer jedoch die sogenannte «Schildregel» ausser Acht gelassen, die in römischer Zeit und vielfach auch im Mittelalter streng befolgt wurde. Nach ihr sollte eine militärische Anlage so konstruiert sein, dass der Angreifer bei einem Sturm auf das Tor dem Verteidiger die ungeschützte rechte Körperseite und nicht die geschützte linke, die «Schildseite», zuwandte. Bei unserer Fluchtburg lagen also die Verhältnisse umgekehrt. — Eine Pforte auf der SO-Seite erlaubte den Eintritt vom Sissacher Fluhweglein her. — Der Eckturm beherbergte offenbar in Gefahrenzeiten die militärische Leitung, denn von ihm aus konnte das Anmarschgelände eingesehen werden. — Die Mauer begann im W an der Felswand, folgte dem Plateaurand bis zum Tor und zum Eckturm, bog hier rechtwinklig um und schloss im SO wieder an die sturmfreie Felswand an.

Überrascht hat 1936 die Auffindung eines Sperriegels an gleicher Stelle wie die mittelbronzezeitliche Siedlung. Es handelte sich um ein ähnliches Mauerwerk mit Toranlagen wie auf dem Plateau. Der Erbauer wollte also die Insassen der Burg doppelt geschützt wissen.

Dr. Vogts Datierung ist äusserst bemerkenswert: Im Mauerwerk wurden Relikte aus allen Epochen von der Steinzeit bis zur römischen Zeit gefunden. Daraus folgt, dass die Baute nachrömisch sein musste. Ins Hochmittelalter konnte sie nicht gehören, weil es aus dieser Zeit keine Parallelen gibt und die Mauertechnik dem widerspricht. Sie muss also in den Zeitraum zwischen der römischen Besiedelung und dem Hochmittelalter, also ins Frühmittelalter, einzuweisen sein. Das Tor und das anschliessende Mauerstück mit Eckturm wurden konserviert. Sie können heute zur Demonstration dienen. Ein weiteres Demonstrationsmittel besitzt das Landesmuseum in einem Modell, das in der prähistorischen Abteilung ausgestellt ist.

Auf dem Burgenrain hatte schon die Museumskommission bei ihrer Grabung ein Trockenmauerwerk angeschnitten. Es wurde für einen Teil der Hallstattbefestigung angesehen. Dr. Vogt konnte jedoch feststellen, dass es zu einer grossen frühmittelalterlichen Fluchtburg gehörte. Die Mauer, ähnlich beschaffen wie die nicht ganz gleichaltrige auf der Fluh, umgab die ganze Hochfläche. Im Süden war ihr ein Fuss, eine sogenannte Berme, angeführt, die durch einen 2,5 m tiefen Wehrgraben vom Vorgelände abgetrennt wurde. In der Sohle dieses Grabens lag das Skelett eines kleinen Mannes mit bis auf die Kieferknochen abgeschliffenen Zähnen, das Dr. Bay anthropologisch bearbeitet hat.

Die Fluchtburg auf dem Burgenrain hatte zwei Tore. Das eine führte von der Südseite her ins Innere und war von einem Viereckturm flankiert. Das andere, im SO gelegen, stellte sich bei der Grabung als Doppeltor heraus:

Der schützende Turm stand zwischen den beiden Toreingängen. Dieses Tor lieferte den Vorwurf zum Wappen der Gemeinde Thürnen unweit des Burgenrains, deren Wahrzeichen es einst bildete, obwohl es in der Sissacher Gemarkung lag.

Die jetzige Schreibweise des Flurnamens «Burgenrain» erregte seinerzeit einiges Kopfschütteln. Das hatte folgenden Grund: Seit altersher besaßen die Sissacher Dorfgenosser, die «Bürger», wie sie sich später nannten, im Wald am Abhang der ins Ergolzthal vorspringenden Anhöhe das alleinige Nutzungsrecht. Daher wurde auf eine Bezeichnung «Burger-Rain» geschlossen, als die Erinnerung an die Fluchtburg verblasst war. Sie ist denn auch in frühern Plänen und Verzeichnissen enthalten. Nun behaupteten unsere Heimatforscher plötzlich, in den ältesten Urkunden laute sie «Burgen-Rain». Es brauchte einige Zeit, bis sich diese ursprüngliche Form durchgesetzt hatte. Zweifellos lebt in ihr eine Tradition aus dem Frühmittelalter fort.

Und nun der Zweck der beiden Burgen? Zuerst musste untersucht werden, ob sie dauernd bewohnt gewesen seien. Das war keineswegs der Fall, denn sie liessen Kleinfunde aus dem Frühmittelalter vermissen. Sie standen also fast immer leer und waren nur dazu bestimmt, in Gefahrenzeiten die schutzsuchende Bevölkerung der Umgegend mit ihrer beweglichen Habe aufzunehmen. Sissach musste einst der Hauptort des Sisgaus gewesen sein, denn es hat ihm seinen Namen gegeben. Man bezeichnete deshalb die beiden Anlagen auch als «Gauburgen».

Im weitern stellt sich die Frage, warum solche «Refugien» notwendig waren. Man hat schon vermutet, ihr Bau sei durch die Raubzüge der Ungarn veranlasst worden. Das wäre eine Möglichkeit, aber lässt sie sich mit der Zeitstellung in Einklang bringen?

Hochmittelalter und Neuzeit

Wenn von einer viertausendjährigen Siedlungskontinuität die Rede ist, sollten auch das spätere Mittelalter und die Neuzeit berücksichtigt werden. Aus Raumgründen ist dies jedoch nicht möglich. Ein kurzer Streifzug durch den Anfang unseres Jahrtausends sei uns noch gestattet:

Mitten im Gebiet der längst untergegangenen prähistorischen Siedlung lag die Ruine Bischofstein. Verschiedenemale hatte man in ihr sondiert. Eine umfassende Grabung fand mit Hilfe eines Arbeitslagers in den Jahren 1937 und 1938 statt. Als Grabungsleiter waren J. Horand und M. Frey⁷ bestimmt. Die Befunde konnten sich sehen lassen: Ein genauer Grundriss der ehemaligen Feudalburg wurde erhalten, der runde Bergfried mit seiner in der untern

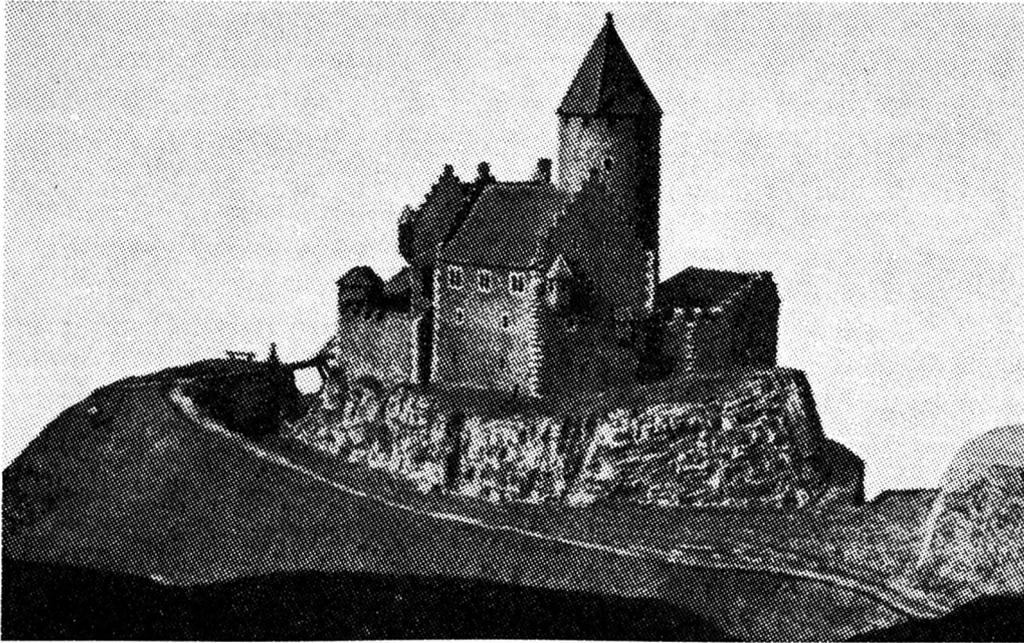
Hälfte 2,5 m dicken Mauer, der Palas und zwei Ökonomiegebäude waren blossgelegt. Ein Zwinger auf der Seite des Eingangs wurde ebenfalls festgestellt. Überrascht hat die Auffindung einer Reihe gotischer Fenster, deren Leibungen zuerst im Innern des Palas einen Platz erhielten, die aber wegen andauernder Beschädigung durch Bubenhand später zum Sissacher Heimatmuseum verbracht wurden. Es war auch ersichtlich, wie sich die Insassen der Burg mit Wasser versorgten: Zwei grosse Sodbrunnen gaben darüber Aufschluss. Die meisten Kleinfunde wurden aus dem Burggraben zutage gefördert. Zu den bemerkenswertesten zählen verzierte Ofenkacheln, die eine gewisse Wohnkultur verraten, eine Unmenge von Topffragmenten, darunter ein Aquamanile, tönernerne Puppenköpfchen, eine Maultrommel, eine Messingpfanne, eine Saufeder, verschiedene eiserne Pfeil- oder Armbrustspitzen, eine Sichel, ein eiserner Sporn, eiserne Schlüssel, ein eisernes Malschloss und ein mehrere Kilo schwerer Hammerkopf. Zeichnungslehrer W. Balmer in Liestal rekonstruierte einen Grossteil der Keramik einschliesslich der Ofenkacheln.

Die morschen alten Gebäudestellen wurden abgebrochen und aus soliderem Material wieder aufgebaut. Das Kantonsmuseum enthält ein Modell der Burg nebst zahlreichen museumsfähigen Kleinfunden. Einzelne Funde sind auch im Heimatmuseum Sissach ausgestellt.

Über die Anfänge der Burg schweigen sich die Urkunden aus. Wahrscheinlich ist sie eine Gründung des Bischofs von Basel — der Name weist darauf hin. Die Edeln von Eptingen, Dienstmannen des Bischofs, erhielten sie zu Lehen. Lange hat sie nicht bestanden: Im 13. Jahrhundert erbaut, zerfiel sie im Basler Erdbeben vom St. Lukastag 1356. Dies ergab sich sowohl aus der stratigraphischen Beurteilung der zahlreichen Schnittprofile als auch aus dem Umstand, dass nach 1356 immer nur ein «Burgstal» — eine Burgstelle, also nicht mehr eine intakte Burg — erwähnt wird.

Ob der Bischofstein nach dem Erdbeben noch bewohnt war? Bruckner deutet so etwas an, aber woher kam ihm sein Wissen? — Ein Glasscherbchen von 2,5 x 1 cm unter dem riesigen Fundmaterial könnte aus dem spätern 14. Jahrhundert stammen — doch ist es als untrüglicher Beweis zu werten? Sollte jemand in einem noch unzerstörten oder wieder instand gestellten kleinern Raum neben dem grossen Schutthügel gehaust haben, so zweifellos nur kurze Zeit!

⁷ In der Literatur wird immer nur J. Horand, der die Grabungsergebnisse publizierte, als Leiter genannt. Das ist unrichtig, denn die Meinung des Grabungskomitees ging dahin, dass die Leitung «auf zwei Schultern» verteilt sein sollte. Eine Erwähnung verdient auch der Vorarbeiter A. Kern, der die Arbeiten dauernd und mit viel Verständnis beaufsichtigte.



*Modell der Burg Bischofstein, im Besitz des Kantonsmuseums Baselland.
Nach Angaben von J. Horand ausgeführt.*

Eine rätselhafte, schon vor der Grabung bekannte zweite Burgstelle auf dem Bergsporn, der «Hintere Bischofstein», wurde ebenfalls erforscht. Von den Bauten waren nicht einmal die Grundmauern erhalten. Vermutlich hatte man diese ältere Burg beim Bau der vordern, jüngern als Steinbruch benützt. In den tiefen, nicht zu verkennenden Halsgräben wurde eine Keramik gehoben, die sich von der übrigen stark unterscheidet. — Wem der «Hintere Bischofstein» seine Entstehung verdankt und welchem Zweck er gedient haben mag, darüber Spekulationen anzustellen, wäre müßig. Fest steht nur, dass er zu den ältesten Burgen wie Oedenburg, Scheidegg, Spitzburg u. a., von denen «kein Lied und kein Heldenbuch» meldet, gezählt werden muss.

Das Kantonsmuseum besitzt ein Modell der vordern Burg Bischofstein, das nach Angaben von J. Horand ausgeführt wurde.

Um den Aussichtspunkt auf der Fluh zieht sich ein Doppelwall. Er wurde vor Jahren für den Teil einer prähistorischen Befestigung gehalten. Später stellte er sich als Überrest der aus schriftlichen Quellen bekannten Hochwacht heraus. Dieser Signalposten muss schon im Mittelalter bestanden haben: Einige Brakteaten des Bischofs von Basel wiesen darauf hin. Nach andern Funden, zum Beispiel Flintenkugeln, war er auch in der Neuzeit besetzt. Mit den benachbarten Hochwachten hielt er Sichtverbindung.

Dr. Vogt stellte die Fundamente des Wachthäuschens, in dem die Mannschaft Unterkunft fand, und ausserdem ein winziges Mauerviereck, die Andeutung eines Tores in der Umwallung, fest. Diese Bauten wurden rekonstruiert. Sie seien dem Schutze des Publikums empfohlen. Von F. Pümpin besitzen wir eine Zeichnung der Hochwacht zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges.

Abschliessend kann gesagt werden, dass Sissach von Glück begünstigt war: Nicht nur hatte es viele Bodenfunde aufzuweisen, sondern es erhielt auch Gelegenheit, aus ihnen ein umfangreiches Wissen zu schöpfen. Zweifellos könnten noch viele Orte solche Erkenntnisse liefern. Doch heute besteht gerade für die archäologische Forschung eine Gefahr: Dem Baufieber fallen da und dort wichtige Spuren aus alter Zeit zum Opfer. Es liegt an den Behörden und andern verantwortlichen Stellen, hier ein wachsames Auge zu haben.

Literatur: Dr. E. Vogt, Burgenrain, Sissacherfluh, Jahresbericht 1936 der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte. — Frey M., Horand J., Pümpin F., Die ersten Grabungen in der Höhensiedelung Burgenrain, Tätigkeitsbericht der Naturforschenden Gesellschaft Baselland 1936. — Horand J., Berichte über die Ausgrabungen auf Burgenrain und Fluh (Propagandablätter) Einlage in den Jahresberichten der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte 1935 und 1936. — Horand J., Die Ausgrabung der mittelalterlichen Burgruine Bischofstein bei Sissach, Baselbieter Heimatbuch Bd. I. — Horand J., Eine unbekannte Burgstelle im Dorfe Sissach, «Volksstimme» 1935. — Horand J., Auf den Spuren römischer Vergangenheit in Sissach, «Volksstimme» 1936. — Pümpin F., Spätgallische Töpferöfen in Sissach, Germania 19, Heft 3, 1935. — Schaub W., Ittikon, ein verschwundenes Baselbieterdorf, Baselbieter Heimatbuch Bd. II, 1943. — Schaub W., Die Flurnamen von Sissach, Separatdruck aus «Baselbieter Heimatblätter» 1943, 1944, 1945 und 1946. — Wyss G., Sissach (unter Benützung der Aufzeichnungen von Frey M., Horand J. und Pümpin F.) Rauracher 1936. — Frey M., Eine spätgallische Töpfersiedlung, Tätigkeitsbericht 1936 der Naturforschenden Gesellschaft Baselland. — Frey M., Sissech in olte Zyte, «Volksstimme» 12. 10. 1962. — Frey M., Sissacher Chronik, «Volksstimme» 4. 10. 1957, Frey M., Wir blättern zurück, «Volksstimme» 12. 10. 1962. — Frey M., Sissach, Ihre Wohngemeinde, Broschüre der Gemeinde Sissach. — Frey M., Sissach und seine Geschichte, Propagandablatt der Freisinnig-Demokratischen Partei, Sektion Sissach 1958. — Rapport von F. Pümpin, J. Horand und M. Frey in den Jahresberichten der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte von 1933 — 1945.



Latène,
Keltische Münze